

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 120. Bromberg, den 25. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

„Ich auch, meine Liebe", sagte Horatio. „Und um dir die Wahrheit zu gestehen, darum warte ich hier und hoffe, Muriel zurückzugewinen."

„Ich weiß", sagte Diana blitzend, „es war im letzten Dezember, daß er sich den Weg zu dir erzwang."

Horatio legte vor Erstaunen Messer und Gabel hin.

„Woher weißt du, daß ich ihn sah? Ich habe keinem Menschen davon erzählt."

Diana lächelte. „Smith hat es Bronson erzählt, und Bronson sagte es mir."

„Ich habe Smith strengstes Schweigen auferlegt. Der Teufel soll den Burschen holen", rief Horatio.

„Und Hermann gab ihm eine Zehn-Pfund-Note, um Einlaß zu finden."

„Das hat mir Smith selbst erzählt", sagte Horatio.

„So ist wenigstens ein Mensch ehrlich dabei", sagte Diana. „Sieh, ich möchte wissen, ich habe allen Grund, es wissen zu wollen, was hat er dir gesagt, als . . . damals also!"

Horatio trank ein halbes Glas Wein, wischte sich langsam die Lippen und sah verlegen aus.

„Es gibt Dinge, die ein Mann dem andern sagt, die man aber nicht wiederholen kann. Wir müssen es dabei lassen."

„Wenn du mir nicht sagen willst, was zwischen euch während des Besuches geschehen ist, gut", erwiderte Diana, „dann nicht. Doch mir ist der Gedanke daran fürchterlich. Wärst du ein anderer, so könnte ich mir vorstellen, Hermann habe sich mit dir besprochen, wie er sich aus der Schlinge ziehen könne. Doch wiederum, wenn er zu dir gekommen wäre und gesagt hätte: Mein Lieber, ich habe es satt, und geht die Scheidungsklage durch, so werde ich mich lieber aufhängen, als sie heiraten, so hättest du den Schuft zweifellos aus dem Haus geworfen! Ganz sicher! Du weißt es selbst", schrie sie mit dunkelglühendem Gesicht, „du hättest ihn geprügelt, bis nichts mehr von ihm übrig geblieben wäre."

Horatio sah sie ziemlich verwirrt an. Ganz offensichtlich wußte sie nichts über Hermanns Tod und daß sich dessen Bruder eingedrängt hatte. Für sie wie für Muriel und auch für die übrige Welt war der Eindringling die ganze Zeit über Sir Hermann geblieben.

„Wenn Muriel mit ihm fertig ist, wie du sagst, und nur Zeit braucht, damit die Wunden heilen, sehe ich nicht ein, warum du dich darüber aufregst."

„Genau das sage ich mir schon seit langem selbst", erwiderte Diana. „Doch was du mir von eurem Zusammentreffen gesagt hast, vielmehr nicht gesagt hast, beunruhigt mich noch mehr."

„Warum?" fragte er beharrlich.

„Weil", sie flüsterte nur noch, „du genau wie ich die große Veränderung bemerkt haben mußt, die mit ihm vorgegangen ist."

Er vollführte eine schwache Geste, halb zustimmend und doch unbestimmt.

„Ich habe es zuerst gemerkt, als ich ihn im Winter in Paris traf, als Muriel so krank war. Ich hatte ihn lange nicht gesehen. Du weißt, ich haßte ihn, diesen eingebildeten Laffen, dieses Museumsstück. Ich duldete ihn nur um Muriels willen und kümmerte mich so wenig wie möglich um ihn. Doch in Paris, als ich ihn sprach, war er voll Liebe zum Leben, lachte viel und war geradezu kindlich. Zuletzt, als ich ihn sah, hatte er sich eine Anzahl Affen gekauft, die man aufziehen konnte. Sag, kann ein Mensch plötzlich verrückt werden, ohne daß man es merkt?"

„Du mußt mich nicht fragen", erwiderte Horatio, „was verstehe ich schon von solchen Dingen?"

„Natürlich nichts. Aber wenn er nicht verrückt ist . . . In der letzten Zeit schien sein einziger Gedanke zu sein, alles rückgängig zu machen. Er war schrecklich gemein zu ihr. Gemein!" Sie schleuderte die Worte über den Tisch, Horatio ins Gesicht. Da saß er, mit seinem gutgeschnittenen, leicht gewellten, braunen Haar, den frischen Wangen, dem kleinen militärischen Schnurrbart, dem trotzigen Kinn, den blauen Augen, von denen eine unerklärliche Kraft auszugehen schien.

„Warum sagst du nichts?" rief sie und schlug ungeduldig auf den Tisch, „warum schimpfst du nicht auf den Burschen? Er hat wie ein Schurke an Muriel gehandelt!"

Horatio reichte seine Zigaretten Diana hinüber. Nach einer Weile sagte er, und seine Augen verfolgten die Rauchwolken: „Kannst du dir gar nicht vorstellen, daß er womöglich wie ein Ehrenmann gehandelt hat, ein vollkommener Ehrenmann, an mir und an Muriel?"

Sie zuckte mit den Achseln.

„Wenn du dich damit abfindest, ist das deine Sache. Ich finde mich nicht damit ab. Und ich werde dir sagen, warum nicht. Überlege dir einmal das Ganze."

Und wie sie alles vor ihm aufrollte, war es seltsam genug, schwankend, widerspruchsvoll. Zuerst der eigentliche Sir Hermann: der junge Akademiker, Politiker, Minister, der anerkannte Gelehrte, immer zurückhaltend, trocken, kränklich, ungewöhnlich genau, geckenhaft, abgezirkelt im Benehmen, umwittert von irgend etwas Geheimnisvollem, das Muriel angelockt haben mochte. Dann der Hermann, wie sie ihn zur Zeit des verwirrenden Abendessens bei Fouquet kennengelernt hatte. Von da ab sah sie ihn ganz anders. Das war ein ganz neuer Mensch. Ein Hermann, der nicht mehr mit seiner Kränklichkeit protzte, der nicht in philosophischen Abhandlungen sprach, sondern einfach wie jeder andere Mensch, frei von kleinlicher Wortklauberei, ein Sir Hermann, der Muriel als eine langweilige, unbedeutende Frau empfand und sich ihrer allem Anschein nach entledigen wollte. Und doch ein Mensch, der ganz plötzlich eine Menge gute Eigenschaften entwickelte, Großmut, Liebenswürdigkeit, Männlichkeit . . . Und jetzt dieser ungewöhnliche, öffentliche Skandal, das Verschwinden Sir Hermann Drakes!

Alles das waren unabänderliche Tatsachen. Und was machte Horatio daraus? Er stempelte Hermann zu einem anständigen Menschen. Horatio verteidigte sich ziemlich hilflos.

„Ich habe dir alles gesagt, was ich sagen konnte."

„Doch nicht soviel, wie du weißt. Es gibt nur eine Erklärung dafür", sagte Diana, „er ist verrückt."

Das kleine Restaurant war langsam leer geworden. Sie waren allein. Die Rechnung war schon eine Weile vorher bezahlt. Ein Kellner drückte sich an der Tür herum.

„Er ist nicht, der er war, er hat sich vollständig verändert", erklärte sie.

In Horatios Augen schimmerte ein lustiger Funke.

„Angenommen, es waren da, wie du dir einbildest, zwei Persönlichkeiten vorhanden, dann säßest du in einer schönen Klemme! Du verachtest den einen und fühlst dich äußerst angezogen von dem andern."

Sie hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt, beugte sich vor, und ihr gebräuntes Gesicht wurde rot.

„Angenommen, es wäre so", sagte sie herausfordernd. „Jetzt errätst du vielleicht, warum ich mich derart quäle. Du und ich, wir können ja ganz offen miteinander reden, nicht? Schön, ich habe etwas gewagte Anschauungen. Doch es gibt da Dinge, über die ich nicht hinwegkomme. Ich weiß, daß nach dem Gesetz und auch von der Kirche aus ein Mann die Schwester seiner verstorbenen Frau heiraten darf. Aber mir scheint das körperlich unmöglich. Du verstehst, was ich meine. Und der neue Hermann hat mich ganz durcheinander gebracht."

„Hat er . . ."

„Natürlich hat er", fügte sie hinzu, „und ich kann ihn nicht aus dem Kopf bekommen."

„Ich danke dir für dein Vertrauen, aber es macht alles nur noch schwieriger."

„Das sehe ich nicht ein."

„Laß uns etwas an die frische Luft gehen", sagte Horatio.

Sie gingen durch die Gärten des Kasinos und sahen von der Terrasse aus auf das Wasser. Doch die frische Luft half Horatio auch nicht aus seiner Klemme. Andy verraten, hieße Muriel sicher gewinnen und Dianas Bedenken lösen. Aber ein unbesonnenes Wort Muriels oder Dianas würde die Polizei auf Andy hetzen und ihn ins Zuchthaus bringen. Das war also zu gewagt, selbst wenn das Glück von vier Menschen den Wortbruch gerechtfertigt hätte. Dazu noch Andys Verschwinden unter Sir Hermanns Namen, nein, er durfte nichts sagen.

„Nun", fragte Diana, „hat die frische Luft genützt?"

„Nichts. Du bist, glaube ich, der einzige Mensch, der hier etwas tun kann. Wenn du ihn doch wenigstens erreichen könntest! Er wird dir alles erklären."

„Was erklären?"

„Donnerwetter, Diana, du bist doch eine Frau, und ich nicht."

„Das ist alles, was du mir zu sagen hast?"

„Alles", antwortete Horatio.

Danach brachte er sie zum Auto, und sie verabschiedeten sich mit dem Versprechen eines baldigen Wiedersehens.

„Ich werde dir bei Muriel die Stange halten", sagte sie.

Schweren Herzens fuhr sie ab, beunruhigt wie noch nie in ihrem Leben. Die Schönheit der Bucht gewährte ihr keinen Trost. Es war ein schmerzendes Blau, das den Schmerz ihres Herzens keineswegs linderte.

17.

Die Gelegenheit, ihn selbst zu fragen und seinem Geheimnis auf die Spur zu kommen, hatte sich ihr geboten, doch sie hatte sie vorübergehen lassen. Das lag nun schon einige Monate zurück.

Es war ein trüber, regnerischer Januar-Nachmittag gewesen. Sie stand in ihrem Empfangsraum, der mit alten italienischen Möbeln vollgestopft war, mit gemalten Betten, Kommoden, Kaminstücken, Plastiken, und sah durch die Fenster auf die tropfenden Regenschirme, die schwimmenden Fußwege und die triefenden Wagen. Ihr Verkäufer trank seinen Tee hinten in einem dunklen Lagerraum. Ihre Gehilfin war damit beschäftigt, Rechnungen zusammenzustellen, wahrscheinlich auch mit einer Tasse Tee an ihrer Seite. Diana selbst stand untätig da. All die Möbel aus alten Zeiten, die hier herzlos zusammengepfercht waren, bedrückten sie und gaben ihr ein Gefühl hoffnungsloser Verlassenheit. Jedes Stück war in seiner Weise gut. An dem richtigen Platz hätte jedes seine vornehme Schönheit zum Ausdruck gebracht. Doch in diesem Durcheinander verloren sie ihre Vornehmheit, und Diana schien es, sie ginge auch ihr verloren.

Wie sehnte sie den Ladenschluß herbei, wenn sie in ihre kleine Wohnung flüchten konnte, ganz nahe, und ein Buch lesen, einen Martini trinken, rauchen und in Behaglichkeit schwelgen. Gemütliche weiche Stühle, Kissen, ein brennendes Feuer, eine Anzahl Bücher, alte Bücher in alten Einbänden, und die Bilder, die sie liebte. Und dann war der Hund da, der ihr Gesellschaft leistete.

Mister Picklington brauchte übermäßig lange Zeit für seinen Tee. Er gehörte zu den Leuten, denen Teetrinken eine heilige Handlung bedeutet . Als Mensch kam er kaum in Betracht, aber als Möbelfachmann war er unersetzlich. Wann würde der Narr endlich fertig sein mit seiner Mahlzeit, damit sie fortkönnte und erlöst wäre von diesem unwirklichen, diesem toten Geschäft.

Und es regnete, regnete ununterbrochen, der Regen schlug gegen die Spiegelfenster; die Welt draußen bekam ein ganz düsteres, ganz schattenhaftes Aussehen.

Plötzlich ging die Ladentür auf, und ein Mann trat ein. Sein Mantel glänzte von Regentropfen, und das Wasser lief von der nach unten gebogenen Krempe seines Hutes. Sie tat einen Schritt vorwärts, stockte dann plötzlich, als ihre Augen einander trafen. Es war Andy. Er nahm den Hut ab und betrachtete ihn mit einem kurzen Auflachen.

„Ich wage gar nicht, ihn irgendwohin zu legen. Er wird alles schmutzig machen. Ich werde ihn auf die Matte legen. Wie geht es dir, Diana?"

Sie nahm halb unbewußt seine Hand. Er lachte wieder.

„Verzeihe, daß ich auf diese Art bei dir einbreche. Noch dazu an einem solch furchtbaren Abend. Ich habe nie gewußt, daß man auf der Straße derart naß werden kann!"

„Warum läufst du auch im Regen herum?" fragte sie. „Es paßt nicht zu deinen sonstigen Gewohnheiten."

„Meine sonstigen Gewohnheiten haben sich in den letzten Wochen beträchtlich geändert."

„Das habe ich gemerkt", sagte sie kühl.

Er sah sich um, musterte alle die Meisterstücke von Möbeln und warf ihr einen schelmischen Blick zu.

„Willst du mich nicht auffordern, Platz zu nehmen? Wenn ich meinen Mantel ablege, den Hut darauf tue und alles auf den Boden lege, so ist keine Gefahr, daß ich den Sessel, auf den ich mich setze, beschmutze."

Sie sagte mit klarer Stimme: „Mir liegt nicht sehr viel daran, mit dir zu reden, doch wenn du darauf bestehst . . ."

„Ich bestehe darauf, Diana", sagte er und zog den Mantel aus.

„Es ist die letzte Gelegenheit für mich, dich zu sehen, und dann weiß Gott, wie lange nicht mehr!"

Sein Blick rührte ein wenig an ihr Herz, das sie seit dem letzten Zusammensein mit vieler Mühe gegen ihn verhärtet hatte.

„Wir können hier im Laden nicht miteinander sprechen. Es wäre Wahnsinn. Überdies wird der Verkäufer gleich hier sein. So wird Miß Taylor wieder einmal aus dem Zimmer müssen."

Die Gehilfin, die es gewohnt war, versetzt zu werden, wenn gute Kunden ein vertrauliches Wort sprechen wollten, nahm ihr Buch und ihre Feder und überließ Diana und Andy den kleinen, ungemütlichen Raum. Er war mit einem Pult und einem Drehstuhl ausgestattet, und davor stand ein bequemer Stuhl für den Kunden. Diana setzte sich in den Drehstuhl. Andy lachte von neuem.

„Mein Besuch gilt dir, Diana, und nicht der Leiterin der Firma Merrow."

(Fortsetzung folgt.)

Margret fährt ins Glück.

„Zwölf große Helle — einmal Bockwurst mit Salat — zweimal Eisbein mit Sauerkraut!" — Margarete ruft es laut durch die dämmrige Gaststube, in der kein Mensch sitzt und nur das laute, immer ein wenig zornig klingende Ticken der alten Kuckucksuhr Leben verrät.

Eine Tür geht auf. Langsam tritt der dicke Wirt, ihr Onkel, hinter den Schanktisch. „Herrenpartie?" fragt er.

Margret nickt.

„Wieviel?"

„Zwölf, glaube ich."

„Hm."

Der Alte beschäftigt sich angelegentlich mit dem Bierhahn. Draußen im Garten hört man jetzt Lachen und angeregtes, lautes Sprechen. Margret lauscht hinaus: wie vergnügt die sind! Kommt nicht oft vor, daß sich — selbst, wenn es, wie heute, am Himmelfahrtstage ausnahmsweise einmal nicht regnet, eine der an diesem Tage fälligen „Herrenpartien" in den kleinen Gasthof verirrt, der fast nur von den Bewohnern des Dorfes nach Feierabend besucht wird. Dies Lachen und Lärmen in dem kleinen, schattigen Gärtchen hinter der Wirtschaft erscheint der Margret drum ungewöhnlich und seltsam feiertäglich.

Sie trägt das Bier hinaus. Zwölf lachende erhitzte Gesichter blicken auf die Gläser. Einer hebt ihr sein Glas entgegen: „Prosit, Fräulein — nicht so ein ernstes Gesicht machen, auch, wenn der Schatz eine Herrenpartie macht!" Margret wird rot. Sie hat keinen Schatz. — Sie sieht an sich herunter, verlegen und unsicher — es hat sie noch keiner gemocht. Vor lauter Verwirrung bleibt sie, die Hände unter der Schürze verborgen, am Tisch stehen, blickt an den Gästen vorbei, die ihre ungeteilte Aufmerksamkeit jetzt von ihr fort, dem Getränk zugewandt haben.

Aus der Schankstube kommt ein Rufen. Das bestellte Essen ist fertig. Wie sie es auf den Tisch stellt, ist sie wieder ganz ruhig und sicher, denn die große, starke Margret ist kein Mädchen, das man schnell verwirren kann. Vielleicht ist es gerade der so unbeirrbare Blick ihrer grauen Augen, der die Burschen verwirrt. Doch es muß zugegeben werden, schön ist sie nicht. Groß, grob, starkknochig ist ihre Gestalt, flach und wenig interessant ihr Gesicht, sie hat langsame Bewegungen, nicht plump, aber nicht besonders graziös — im Dorfe sind sie alle der Meinung, daß die Margret bestimmt nicht tanzen kann. Versucht hat es noch keiner mit ihr.

„Guten Appetit" wünscht sie ihren Gästen und geht wieder dem Hause zu. Einer sieht ihr nach. Er weiß nicht, wo er dies Mädchen schon einmal gesehen hat, dies Gesicht, diesen Gang, diese kühlen, grauen Augen. Dann weiß er es plötzlich: Das war, als er noch ein Kind war, ein kleiner Junge auf einem Bauernhof, der Jüngste von allen, lange, lange, ehe er zur Stadt kam und der Wirbel des Berufslebens einen Stadtmenschen aus ihm machte; wie dies Mädchen aber war seine Mutter gewesen, die er nicht lange gehabt hatte: eine große, bäuerische Gestalt, mit schweren, mütterlichen Bewegungen. „Schön ist sie nicht", denkt er dann. Die anderen am Tisch lachen und prosten ihm zu. Da vergißt er sie.

„Zahlen, Fräulein!"

Aber das Mädchen kommt nicht, ein ältlicher, dicker Glatzkopf erscheint. Lachend bricht die Gesellschaft auf. „Grüßen Sie Ihre Tochter!" ruft einer im Übermut. Der Wirt lacht zurück: „Ist nicht meine Tochter, — ist mein Bruderkind!"

Dann ist der Garten wieder leer, die Gläser und Teller allein verraten das Lachen, das eben noch durch den Garten schallte. Leise glucksend picken ein paar fette Hühner die heruntergefallenen Brotkrumen, und das Summen der Insekten schwingt gleichmäßig in der mittagsheißen Luft.

Einsam steht auf einem Stuhl ein Photoapparat.

„Abräumen, Margret!" ruft der Alte in die Küche hinein. Das Mädchen setzt die Schüssel mit den Kartoffeln, die sie soeben geschält hat, zur Erde und tritt in den Garten. „Da hat einer was vergessen." Sie hebt den Apparat auf.

Gleichmütig sieht der Alte hinüber. „Wird schon wiederkommen, sich abholen!" Die zwölf Ausflügler sind von fast zwei Stunden von der kleinen Wirtschaft entfernt, als einer den Verlust seines Photoapparates bemerkt. „Eine schöne Bescherung!" Die andern schimpfen, lachen, fluchen.

Alle Mann kehrt?

Nicht zu machen. Ein paar Schmerbäuche sind dabei, denen das Laufen ohnedies längst zuviel geworden ist. „Muß Herbert eben allein zurück, warum paßt er nicht auf — wir können ja in der Bahnhofswirtschaft in W. auf ihn warten. (Eine willkommene Gelegenheit für ein paar Müdegewordene.)

Herbert macht sich also allein noch einmal auf den Rückweg. Dabei fällt ihm das Mädchen wieder ein, dieses reizlose Mädchen, das ihn dennoch irgendwo in der Tiefe seines Junggesellenherzens seltsam angerührt hat. „Wie Heimat", denkt er, „wie Heimat!" Er sieht an sich herunter. Sicher ist auch er nicht gerade begehrenswert für ein Mädchen, groß und ungeschlacht, wie er ist. Trotzdem — er hat etwas erreicht ihm Leben, ein ruhiges, männliches Selbstbewußtsein ist in ihm. Und dann — was geht ihn diese Dorfkrugkellnerin an?

Wie er in die dämmerige Gaststube hineintritt, findet er sie immer noch ganz leer. Er geht hinter das Haus in den Garten, auch hier steht sein Apparat nicht.

Die Küchentür steht nur angelehnt. Er sieht hinein. Das Mädchen steht am Herd, mit dem Rücken zu ihm.

„Verzeihung — ich habe hier meinen Photoapparat vergessen!"

Die Margret fährt herum. „Jetzt haben Sie mich aber erschreckt!" Ganz rot und atemlos ist sie.

„Beinahe sieht sie jetzt hübsch aus", denkt er.

Sie holt das Vergessene.

„Nun haben Sie den ganzen Weg zurück gemußt?" meint sie ein wenig bedauernd.

„O, daran bin ich nun selbst schuld", er lacht, und — jetzt tut es mir gar nicht einmal so leid!"

Margret sieht an ihm vorbei. „Möchten Sie vielleicht was trinken?" fragt sie hastig. Als sie das Bier hinausträgt, wo er es sich unter den alten Bäumen bequem gemacht hat, muß sie sich zu ihm an den Tisch setzen, und er bittet sie so treuherzig lachend darum, daß sie gar nicht „nein" sagen kann.

Wie kam das dann, daß er ihr von seinem Heimathof, von seiner Mutter erzählte, daß sie von sich berichtete, die verschlossene Margret plötzlich einem ganz Fremden von dem eintönigen Leben im Hause des alten Onkels berichtete? Dann saßen beide mit einem Male stumm und empfanden die seltsame Vertrautheit, die von einem zum anderen hinüberzieht. „Als wenn ich ihn schon lange kenne!" denkt die Margret.

„Ihre Freunde werden Sie erwarten", sagt das Mädchen aufstehend, „und ich habe noch in der Küche zu tun!"

Auch er steht auf. „Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen: Ich warte hier, bis Sie in der Küche fertig sind, und dann kommen Sie mit mir. Um 4 Uhr geht der Autobus von L. ab; mit dem fahren wir, steigen irgendwo aus, wo es uns gefällt und laufen ein wenig. Wollen Sie?"

Jetzt ist sie verwirrt. Kann sie das tun? Mit einem ganz Fremden? Ganz fremd — nein, er ist ihr viel näher als alle, die sie viel, viel länger, seit ihrer Kindheit kennt.

„Aber mein Onkel — Ihre Freunde", stammelt sie dann, „und ich kenne Sie doch gar nicht!"

Da sieht er sie an. Ganz ruhig ist dieser Blick, ganz ernst. „Doch", sagt er dann, „Sie kennen mich — und ich kenne Sie, das wissen Sie auch!"

Margret ist ein einfaches Dorfmädel, und vielleicht gerade darum versteht sie die ganz unmittelbare Ehrlichkeit seiner Worte.

Der Onkel kennt die Margret, er weiß, daß sie kein leichtfertiges Ding ist. Er läßt sie davongehen.

Lärm ist in dem Autobus. Lachen und Singen. Ganz still sitzen sie nebeneinander. Margret schaut geradeaus. Sie sitzt ganz vorn, kann die ganze Landstraße übersehen. Blau wölbt sich der Himmel über der Straße. „Mitten hinein fahren wir", fühlt sie. Sie blickt zur Seite. Der Mann wendet sich im gleichen Augenblick zu ihr hin. Ihre Blicke treffen sich. „Margret!" sagt er leise.

Sie senkt den Kopf. „Mitten in den Himmel", denkt das Mädchen, „mitten hinein ins Glück!" — —

Das Jagdmesser.

Skizze von Otto Th. Kropsch.

Es war an Bord der „Bremen", in der Nacht, ehe das Schiff wieder seinen Heimathafen anlief. Wir saßen im Rauchzimmer beisammen, die Sprache kam auf Waffen und Waffensammlungen.

„Gentlemen", sagte O'Brien und legte ein kleines Jagdmesser auf den Tisch, „lieber als alle Waffen der Welt ist mir dieses kleine Messer, made in Germany. Sie wollen wissen weshalb? All right, Sie sollen seine Geschichte hören. Sie wird Ihnen eine Lehre sein, so wie sie mir eine war." Er ließ die Klinge aufschnappen, strich liebevoll darüber und begann zu erzählen:

„Wir waren auf Goldsuche in Alaska gewesen, Billy und ich. Mit großen Träumen sind wir aus dem alten Europa ausgezogen, müde und enttäuscht sehnten wir uns nach kaum einem Jahr zurück. Aber so sehr auch das Heimweh an uns riß und zerrte, wir wollten nicht klein beigeben und als verlachte „Goldgräber" zurückkommen. Wir bissen die Zähe zusammen und beschlossen, dem verlogenen „Gold"-gebiet von Klondike den Rücken zu kehren und weiter hinauf zu ziehen nach dem Norden, dorthin, wo der breite, kalte Mackenzie seine trägen Fluten nach dem Eismeer wälzt. Vielleicht gab es dort Arbeit und Brot für zwei junge, kräftige Irländer, die sich einbildeten, ein einziger Winter in Alaska habe sie schon hart und stählern gemacht. Die einsamen Pelzjäger dort oben, so hofften wir, waren vielleicht froh, zwei tüchtige Gehilfen zu bekommen.

Mutig zogen wir los. Aber schon am dritten Tag unserer Wanderung bekamen wir die ganze Unerbittlichkeit dieses grausamen Landes zu spüren. Zweiunddreißig Grad unter Null! Dabei ein Schneesturm, der uns das Blut in den Adern gefrieren ließ. Man sah keine drei Schritt weit, und mit einemmal wurde uns zur Gewißheit, was wir schon lange gefürchtet hatten, uns aber nicht eingestehen wollten . . . wir hatten uns verirrt.

Bleiern lag diese schreckliche Erkenntnis in unseren Gliedern und machte uns noch müder und abgekämpfter. Aber da gab es nicht viel zu überlegen, wir mußten weiter, denn Rast oder Umkehr bedeuteten den sicheren Tod. Stunde um Stunde verrann, langsam und qualvoll, wir wagten nicht mehr einander in die Augen zu sehen und stapften mit zu Boden gerichteten Blicken weiter, wie stumpfe Tiere, immer weiter, in die beginnende Dunkelheit . . .

Plötzlich griff Billy nach meinem Arm und stammelte: „Da. . . was ist das?"

„Ich sah auf und stieß im selben Augenblick einen Schrei aus: „Ein Lichtschein . . . das kann nur eine Hütte sein!"

Wie die Tollen jagten wir mit neuerwachten Kräften auf diese Rettungsinsel zu. Wir hatten uns nicht getäuscht, es war eine kleine Hütte. Wir rissen die Tür auf und blieben erschrocken stehen. Ein riesenhafter Mann stand vor uns und sah uns aus kleinen, zusammengekniffenen Augen an: „Was wollt Ihr hier?"

An seiner Aussprache merkten wir, daß er Deutscher war. Wir erzählten, daß wir aus dem Goldgebiet ausgerissen und auf der Suche nach Arbeit wären.

„So", sagte der Fremde mit einem unheimlichen Grinsen, „da seid Ihr gerade an den Richtigen geraten. Bei mir könnt Ihr nichts bekommen. Ich habe selber fast nichts zu beißen und nicht einmal mehr ein Paar anständige Stiefel." Dann zeigte er auf ein armseliges Lager neben dem Feuer und sagte mürrisch:„Über Nacht könnt Ihr hierbleiben."

Wir setzten uns, packten unsere Vorräte aus und boten ihm zu essen an. Aber er winkte ab: „Werdet es selbst noch brauchen, Ihr Greenhorns". Schweigend aßen wir. Erst nachdem die erste Flasche Rum leer geworden war, begannen wir wieder zu sprechen. Wir erzählten von der Heimat, und nun wurde auch unser unheimlicher Gastgeber lebendig. Seine Augen glitzerten, als er sagte: „Heimat . . . ja, schöne Sache. Ich bin schon seit zehn Jahren nicht mehr zu Hause gewesen. Diese saubere Gesellschaft, die sich da nach dem Umsturz breitmachte, hat mich vertrieben . . . lieber noch in dieser Eiswüste langsam verrecken, aber wenigstens reine Luft atmen . . ." Er betrachtete die Schneide seines Jagdmessers, strich prüfend mit den Fingern darüber und stieß es plötzlich mit einem gewaltigen Ruck in die Tischplatte, wo es zitternd stehen blieb. Langsam zog er es wieder heraus und sagte: „Lassen wir das. Ihr werdet müde sein, ich bin es auch. Gehen wir schlafen!"

Ich sah Billy an und er mich. Wir hatten einander verstanden. Diesem wilden Mann war nicht zu trauen. Wir hatten ja noch gute Stiefel . . . Darum war es besser, wenn immer nur einer schlief, während der andere Wache hielt.

Ich machte Billy ein Zeichen. Er legte sich zurück, und schon nach zwei Minuten schlief er wie ein Sack. Nur mit Mühe konnte ich wach bleiben. Dabei mußte ich noch die Augen geschlossen halten, damit der wilde Deutsche nicht argwöhnisch werde.

Obwohl ich mit aller Macht gegen Schlaf und Müdigkeit angekämpft hatte, mußte ich doch eingenickt sein. Denn als mich ein leises Geräusch aufschauen ließ, war das Feuer schon ganz heruntergebrannt.

Was ich sah, machte mich vor Entsetzen fast gelähmt. Im trüben Schein des Feuers erkannte ich undeutlich die Figur des Deutschen, der über meinen Kameraden gebeugt stand und in seiner erhobenen Hand ein blitzendes Messer hielt. Jetzt stieß er zu . . .

Im selben Augenblick hatte ich meinen Revolver herausgerissen und schoß. Lautlos sank der Mann um.

Ich sprang auf und stürzte zu Billy, dessen schreckensstarres Gesicht von dem fahlen Feuerschein beleuchtet war, doch plötzlich lag ich der Länge nach am Boden. Mein Fuß war an etwas Weichem hängen geblieben. Ich richtete mich auf und sah zu meinem maßlosen Erstaunen einen verendeten Baribal — einen amerikanischen Bären.

Jetzt erst begriff ich, was geschehen war.

Der halbverhungerte Bär mußte sich eingeschlichen haben, und der brave Deutsche, hellhöriger und weniger müde als wir, war noch rechtzeitig erwacht und hatte, sein eigenes Leben nicht achtend, sich mit der nächstbesten Waffe, seinem Messer, auf die Bestie gestürzt und so unser Leben gerettet.

Und auf diesen Mann hatte ich geschossen!

Nun, Gentlemen, diese Geschichte hat noch ein zweites happy-end. Von diesem Tag an waren wir nicht mehr zwei, sondern drei Kameraden, und wir arbeiteten auch gemeinsam. Der Erfolg war nicht schlecht, unsere Pelztierfarmen sind die größten Alaskas. Wer dieser brave Deutsche war, wollen Sie wissen? Gerne, da drüben sitzt er. Sehen Sie, wie sein Gesicht vor Freude strahlt? Ja, jetzt kam er wieder gerne in seine geliebte Heimat . . . er wird dort unsere deutschen Filialen einrichten.

Begreifen Sie jetzt, Gentlemen, warum ich dieses kleine Messer, made in Germany, so sehr liebe?"



Bunte Chronik



Ananas gegen Zahnfachschwund.

Als erfolgreiches Mittel zur Verhinderung der Paradentose oder des Zahnfachschwunds hat sich nach neueren Untersuchungen des amerikanischen Forschers Dr. J. A. William, Ananas in Dosen erwiesen. Wie seit zwei Jahren von dem Genannten an der Universität von Hawaii, wo bekanntlich die aromatische Tropenfrucht in besonderen Mengen gewonnen wird, durchgeführte Versuche gezeigt haben, ist die Ananas auch von hervorragender Heilwirkung bei Skorbut, wobei sie noch den Vorteil bietet, daß sie zu jeder Jahreszeit angewandt werden kann. Die in Blechdosen konservierte Frucht ist nämlich ganz ungewöhnlich reich an dem Vitamin C, daneben finden sich die Vitamine A, B, D und G außer nicht unbeträchtlichen Mengen von Eisen, Kupfer und Mangan. Während der Vitamingehalt frischen Obstes und Gemüses in hohem Grade von der Jahreszeit abhängig ist, bleibt er bei konservierter Ananas das ganze Jahr hindurch gleich hoch. Skorbut zählt zwar heute bei uns zu den Ausnahmeerscheinungen, die Paradentose, die sich in einer mehr oder weniger starken Lockerung des Zahnfleisches unter damit verbundener Eiterbildung äußert, wird dagegen noch häufig angetroffen. Ob die an die Ananasbehandlung geknüpften Erwartungen sich erfüllen, wird erst eine weitere Anwendung in der Praxis zeigen müssen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.